

*Adina Dymczyk | Joram Ronel*

# GENERATIONEN NACH DER SHOAH – VON DER ZUKUNFT „DANACH“

**Ein Begegnungswochenende für Überlebende der Shoah und ihre Nachkommen,  
Klinik Barmelweid (CH), 17. - 19. Juni 2022**

In Kooperation mit  **BARMELWEID**

Gefördert durch



Heidehof  
Stiftung

Gefördert durch die  
**AKTION  
MENSCH**

**VSJF** Verband Schweizerischer Jüdischer Fürsorgen  
Union Suisse des Comités d'entraide juive

**KÖHLER-STIFTUNG**



Klinik Barmelweid, Kanton Aargau (Schweiz)

Noemi Staszewski sel. A. verstarb am 30.11.2022, nur eine kurze Zeit nach Beendigung unseres Projekts. Wir sind tief beeindruckt und dankbar für die Kraft und Hingabe, die sie über viele Jahre dem Engagement für Überlebende und Nachkommen der Shoah widmete.

## Danksagung

An bewusst erster Stelle wollen wir uns bei all jenen bedanken, die das Projekt *„Generationen nach der Shoah. Von der Zukunft, danach“* ermöglicht haben. Der Dank gilt zuallererst den Teilnehmenden, welche es vermocht haben, einen gemeinsamen Raum für Entwicklung und Verbindungen zu schaffen und für sich zu nutzen. Allen, die aktiv im Projektteam mitgearbeitet haben, und sehr viele Stunden und Tage hierfür in der Vorbereitung und Durchführung zur Verfügung gestellt haben, gebührt ebenfalls unser Dank:

Von Anfang an beteiligt an dem Projekt waren Dr. phil. Noemi Staszewski (sel. A.) von der ZWST in Frankfurt a.M., Rochelle Allebes, und Miriam Victory Spiegel M.S.W. (beide Zürich), die ihre sozialarbeiterisch-systemisch/therapeutischen Kenntnisse sowie die langjährigen Erfahrungen in der Arbeit mit Shoah-Überlebenden und ihren Nachkommen in das Team einbrachten. Ferner beteiligt waren die Psychoanalytiker Dr. phil. Kurt Grünberg (Sigmund Freud Institut, Frankfurt a.M.) und PD Dr. med. Joram Ronel (Klinik Barmelweid), welcher das Projekt auch initiiert hat. Adina Dymczyk aus Berlin, Doktorandin an der Humboldt-Universität zu Berlin und Sozial- und Kulturanthropologin, übernahm die Koordinationsrolle und begleitete das Projekt wissenschaftlich. In Beobachterrollen wurde das Projektteam außerdem von den Psycholog:innen Yves Benda (Psychiatrische Dienste Aargau), Nadja Kern und Fanny Rosenthal (beide Klinik Barmelweid) unterstützt und erweitert. Unser Dank gilt auch dem Team der Klinik Barmelweid für ihre organisatorische und gastronomische Unterstützung sowie der großen Gastfreundschaft, insbesondere durch Heike Hütten und Jürg Rebholz. Die Trägerschaft des Projekts wurde von der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland (ZWST), Frankfurt a.M. übernommen. Ohne das - nicht selbstverständliche - Engagement und die stete Unterstützung der ZWST hätte ein solches Projekt niemals verwirklicht werden können. Besonderer Dank gilt Ilya Daboosh (Leitung des Sozialreferats der ZWST) und Ulrich Meyerratken (Finanzreferat der ZWST). Nicht zuletzt möchten wir einen sehr großen Dank an diejenigen Stiftungen und Organisationen ausdrücken, die diese Arbeit erst ermöglicht haben:

Die Begegnung wurde durch Förderungen der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ), Berlin, der Lotte Köhler Stiftung, Essen, der Heidehof Stiftung, Stuttgart, der Aktion Mensch e.V., Bonn sowie Spenden vom Verband Schweizerischer Jüdischer Fürsorgen (VSJF), Zürich sowie der Dr. h.c. Emile Dreyfus-Stiftung, Basel, realisiert und wurde in Kooperation mit der Klinik Barmelweid (CH) durchgeführt.

AMCHA Deutschland e.V. unterstützte die Nachbereitung der Begegnung zusätzlich im Rahmen des Projekts „Hakara - Transgenerationalen Trauma begegnen“, durch eine Förderung des Auswärtigen Amtes.

## Für eine Zukunft ‚danach‘

„Die Tagung hat mir sehr viel Sicherheit für die ‚Zukunft danach‘, die wir ja schon zu gestalten versuchen, mitgegeben.“

Wenige Tage nach dem Ende der Begegnung schrieb eine Teilnehmerin über den Mut, den ihr das Zusammentreffen auf der Barmelweid gemacht hat. Sie griff dabei den Titel der Begegnung auf „von der Zukunft ‚danach‘“ und diese Zukunft sei eine Zukunft, die sie mitgestalten wolle.

Nach intensiver und langer Vorarbeit wurden im Juni 2022 etwa 30 Teilnehmende, Überlebende der Shoah sowie Angehörige der Zweiten und Dritten Generation zu einem Austausch zwischen den Generationen im Rahmen einer Begegnung eingeladen. Es sollte ein Raum ermöglicht werden, über Erfahrungen und Nachwirkungen der Shoah zu reflektieren und, wo möglich, gemeinsam in Dialog zu treten. Die durch das Projektteam geleiteten vier Klein- und drei Großgruppensitzungen wurden ohne thematische Vorgabe, interaktionell und in freier Assoziation gestaltet. Die Gruppenmitglieder selbst bestimmten den Prozess. Die Großgruppen führten themenoffene Gruppensitzungen durch, angelehnt an gruppenanalytische Modelle von S.H. Foulkes (1992) und J. Shaked (2011). In den Kleingruppen gab es unterschiedliche – psychodynamische, interaktionelle und systemische – Herangehensweisen, welche den Arbeitsweisen der einzelnen Gruppenleiter:innen entsprachen. Wichtigste Übereinkunft in Haltungsfragen war die Anerkennung der Teilnehmenden als Expert:innen ihrer eigenen Erfahrung.

Zur Qualitätssicherung der Gruppenarbeit wurden Beobachter:innen in ein erweitertes Team eingeladen. Diese sollten in den Groß- und Kleingruppensitzungen als Reflecting Team eingesetzt werden, die Interaktion und Prozesse in den Sitzungen beobachten und in kleinen geplanten Intervisionsrunden mit den Gruppenleiter:innen diskutieren. Für diese Aufgabe konnte erfahrenes lokales Fachpersonal aus der Nordwestschweiz gewonnen werden: Yves Benda (Psychiatrische Dienste Aargau), Nadja Kern und Fanny Rosenthal (beide Klinik Barmelweid). Adina Dymczyk wurde ebenfalls als Teil des Reflecting Teams eingesetzt.

Es wurde sich bewusst dafür entschieden, diese Gruppensitzungen nicht als therapeutische Intervention zu definieren, sondern als einen moderierten Erfahrungsaustausch und eine Begegnung. Dies war auch deswegen konsequent, da kein Behandlungsauftrag im Sinne einer psychopathologischen Störung Voraussetzung des Projekts war. Dennoch wurde für das Begegnungswochenende die Intention deutlich gemacht, Selbsterfahrungsanteile anbieten zu können. Insofern ist für die Gruppenleiter:innen die Einnahme einer therapeutischen Haltung unumgänglich. Ferner wurde zugunsten eines intensiven Erlebens- und Erfahrungsaustauschs entschieden, keine Vorträge anzubieten oder Expert:innen einzuladen, sondern den Prozess der Begegnung als zentrale Rationale konsequent für das Wochenende in den Mittelpunkt zu stellen.

Die Frage, wie sich die Gruppe der Teilnehmenden im Verlauf gestaltet, wer dieser heterogen zusammengestellten Gruppe unter welchen Bedingungen zugehörig ist, tauchte in der

Vorbereitung des Projekts als Frage immer wieder auf. Den Teilnehmenden sollte durch das Projekt die Möglichkeit gegeben werden, in einen gemeinsamen Austausch zu treten, insofern sie dies wünschten und/oder vermochten. Wie selbstverständlich ist es, in einen Austausch zu treten, wenn die wenigsten Teilnehmenden in ihren Familien die Erfahrung eines Dialogs gemacht haben? Viele erlebten die Familie als einen Ort, an dem sie immer wieder auch Einsamkeit erfahren haben. Es gehörte daher für viele Teilnehmende viel Neugier dazu, sich für dieses Projekt zu öffnen.

Der hier vorliegende Artikel gibt erste Einblicke zu Themen, wie sie in der Begegnung und in anschließenden Interviews mit Teilnehmenden zur Sprache gekommen sind.

## Einen Einstieg finden oder: die Reise nach Jerusalem



Das erste Zusammenkommen in der Großgruppe: Ein leerer Stuhl verunsicherte die Teilnehmenden. Und dieser leere Stuhl materialisierte symbolisch vielleicht das erste Thema dieser gerade zusammengetroffenen Gruppe. Er erinnerte an das Kinderspiel „Reise nach Jerusalem“. „Ist es ein antisemitisches Spiel?“ wurde gefragt. Er weckte Assoziationen, sich ausgeschlossen zu fühlen, keinen Platz zu finden, nicht hier zugehörig zu sein. Die Teilnehmenden fragten sich: „Bin ich berechtigt, hier zu sein?“ Dass gerade dieses Thema aufgegriffen wurde, schien zunächst merkwürdig, aber auf eine besondere Art auch passend – lange hielt sich das Gespräch über dieses Spiel auf. Die Gruppe war, noch bevor die Sitzung begonnen hatte, im Thema: Die Zukunft ‚danach‘. Verschiedene Fantasien wurden von der Gruppe entwickelt. Wer durfte kommen, wer wurde eingeladen, wer ausgeschlossen? Und ganz unmerklich waren Projektionen der „Selektion“ im Raum. Die Teilnahme am Workshop – eine Überlebensfrage? Was waren die Kriterien der „Auswahl“? Es gehörte für viele Teilnehmende auch Mut dazu, sich diesem „Anmeldeprozess“ zu stellen (Interview mit einem der Teilnehmenden, 30.11.2022).

Das Sprechen über dieses Spiel steht für ein sehr zentrales Thema, das sowohl in der Groß- als auch in der Kleingruppe immer wieder aufgegriffen wurde und das eigentlich auch die Vorarbeit zum Projekt miteinschließt. Dieses Thema war nicht nur für die Teilnehmenden präsent. In mehreren Vorbereitungssitzungen hatte sich tatsächlich genau diese Frage um Kriterien zur Teilnahme und für den Auswahlprozess als ein unbehagliches Thema gestaltet, denn es wurde auch im Vorbereitungsteam mit verstörenden Bildern der „Selektion“ assoziiert. Im Team wollten wir unbedingt dafür sorgen, niemanden auszuschließen und schließlich entstand die vielleicht etwas naive Hoffnung, dass aufgrund des Pilotcharakters möglichst alle mitgenommen werden können. Unbewusst ließ die Vorbereitungsgruppe damit möglicherweise zu, dass die Ausschreibung sehr lückenhaft und alles andere als flächendeckend stattfand.

Für eine Teilnehmerin wurde das Sprechen über das sich inszenierende „Kinderspiel“ untertätlich. Und das Spiel sorgte für Unmut: Einige protestierten und fanden es lächerlich und



kindisch. „Wie kommt es dazu, dass wir über dieses Thema, über diese Kinderspiele, sprechen?“ Einige beschwerten sich – doch das Gespräch bekam vielleicht gerade deswegen eine unerwartete Wendung und die Großgruppe nahm die Fantasie und das unausgesprochene Narrativ des Fehlens, der Leere, der Leerstelle auf – und auch an. Wie eine Teilnehmerin es später ausdrückte: „Alle haben den Einstieg damit gefunden“. Doch wer sind „alle“?

Die Frage „Sind wir eine Gruppe?“ wurde mehrmals in den Raum der Großgruppe gestellt. Und die Frage „Sind wir eine Gruppe?“ wurde unterschiedlich aufgefasst. Wie eine Teilnehmerin es ausdrückte, stellte sich für sie nie die Frage, ob es sich um eine Gruppe handelte oder nicht. Was die Gruppe aus ihrer Sicht ausmachte, war vor allem der gemeinsame Wunsch, einem ähnlichen Bedürfnis nachzugehen: Der Austausch oder ein „paar Schritte im Leben weiter zu machen“ (Interview mit einer Teilnehmerin, 17.10.2022). Für eine weitere Teilnehmerin rührte die Frage vor allem an, inwieweit sie sich als Jüdinnen und Juden zugehörig verstehen. Die Frage wurde unterschiedlich beantwortet – für die meisten war klar, „wir sind eine Gruppe“, und: „was uns verbindet, ist die gemeinsame Arbeit an der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die uns prägt und von dessen Verstrickungen wir uns einen Schritt weiter frei machen wollen“. Oder – wie eine Kollegin aus dem Team es ausdrückte: „Das ‚Wir‘ war schon da“ (Interview mit einer Mitarbeiterin, 28.06.2022).

Was bedeutete es für die Teilnehmenden, zugehörig zu sein? Die Frage übertrug sich in der Fantasie der Teilnehmenden schnell auch auf den Prozess der „Bewerbung“. Die Gruppenteilnehmer:innen diskutierten die Frage, was ein:e Interessent:in „vor“- oder „nachweisen“ müsste, um legitimiert zu sein, an dieser Gruppe teilzunehmen? Das „Privileg“, in der Gruppe sitzen zu dürfen, wurde von der Gruppe mit Teilhabe verknüpft. Für viele der Teilnehmenden war ein Thema zentral: „Welche Rolle spielt es, als Jude oder Jüdin in der Mehrheitsgesellschaft zu leben? Was bedeutet es, heute Jude oder Jüdin zu sein?“

Später in einem Interview wurde diese Frage als Metapher wieder aufgegriffen. „Habe ich das ‚Ticket‘, um mitfahren zu dürfen, und fragt mich jemand danach? Was berechtigt mich, in dieser Gruppe zu sein?“ Ein großes Thema war die Berechtigung, „hier“ sein zu dürfen. Das Thema der „Selektion“ wurde – manchmal auf eine Art, bei der einen fast das Lachen im Halse steckenblieb – immer wieder in den Fantasieraum geworfen.

Die Berechtigung, an der Begegnung teilnehmen zu dürfen, die Berechtigung, Teil der eingeladenen Gruppe zu sein – dies waren immer wiederkehrende Fragen, welche für sich genommen möglicherweise bereits eine kollektive biographische „Gefühlserbschaft“ darstellt (zum Begriff der „Gefühlserbschaft“ siehe Freud 1913). Und im Hinblick auf die persönlichen Geschichten war es auch die Berechtigung, „ein eigenes Leben zu führen“, sich frei machen zu dürfen vom „Auftrag“, glücklich zu sein (Interview mit einer Mitarbeiterin, 28.06.2022). Unser Workshop bewirkte eben diese Erfahrung: „Noch einmal mehr habe ich in diesem Workshop, vielleicht auch, weil ich jetzt wieder in einer neuen Lebensphase bin,

noch einmal den Mut bekommen, ganz zu mir zu stehen, so wie ich bin. Mit Haken, Kanten, aber auch mit dem liebenswürdigen Anteil und mit dem großzügigen Anteil.“ (Interview mit einer Teilnehmerin, 17.10.2022). Und: „Dieses geteilte Bedürfnis machte eine Gruppe aus“ (Interview mit einer Teilnehmerin, 17.10.2022).

## Die Wut im Bauch

Die „Blockierungen“, wie eine Teilnehmerin es später ausdrückte, waren körperlich spürbar. Eine Teilnehmerin berichtete über die Möglichkeit, die der Workshop geboten hat, sich in ihrem Schmerz zu zeigen und diesen benennen zu können. Sich in Trauer und Wut erleben zu können, führte für sie zu einer Erfahrung, in der sich auch körperlich etwas gelöst hat (Interview mit einer Mitarbeiterin, 28.06.2022). Für viele war die Teilnahme am Begegnungswochenende eine Möglichkeit, erstmals die eigenen, oftmals komplizierten, Erfahrungen zu berichten und dadurch auf einer intensiveren Ebene das eigene biographische Narrativ zu erleben.

Immer wieder wurde thematisiert, was die Nachkommen über ihre Eltern wissen, aber auch was sie nicht wissen. Dabei nahmen bei einigen der Teilnehmenden auch etwaige Dokumente, die Auskunft über die eigene Geschichte geben könnten, eine besondere Rolle ein. In den nachträglichen Interviews wurde von Recherchen und von der Suche nach Unterlagen, Briefwechseln, Ortsregistern oder der Errichtung von persönlichen Gedenkortern berichtet. Nicht selten empfanden Nachkommen es als ihren Auftrag, eben für diese Sichtbarmachung zuständig zu sein. Keinen Ort – wie etwa einen Friedhof oder eine Gedenktafel – zu wissen, an dem man die ermordeten Verwandten aufsuchen kann, keine Akten zu finden, die Auskunft geben, erlebten viele als besonders schmerzvoll.

Artikuliert wurde auch die Wut darüber, in der Mehrheitsgesellschaft nicht sicher sein zu können. Sich mit diesem Gefühl verstecken zu müssen, eine „Appeasement-Politik“ gegenüber jener Mehrheitsgesellschaft betreiben zu müssen, aus Angst als Jude oder Jüdin „entdeckt“ zu werden. Aufpassen zu müssen, keinen durch die Konfrontation mit einem jüdischen Menschen zu erschrecken, aufzupassen, dass keiner in der Mehrheitsgesellschaft sich unwohl fühlen muss. Das wurde vor allem an Themen deutlich, die von den Teilnehmenden oftmals unter dem Begriff der „Zugehörigkeit“ zusammengefasst wurden.

Am Ende des Wochenendes saßen alle noch einmal zusammen. Kein Stuhl war diesmal leer und das Bild der Reise wurde wieder aufgerufen, diesmal allerdings mit einer positiven Konnotation. Diesmal schwebte die Frage im Raum, ob es ein Wiedersehen geben wird? Wie verabschiedete man sich nach einem solchen Wochenende? Es wurden Erinnerungen erzählt, von gemeinsamen Reisen, die als Jugendliche unternommen wurden. Fühlte es sich etwa so an, wie früher ein „Machane“? Sicher nicht. Aber das Bild der Reise und einer gemeinsamen Erfahrung, diejenigen des Jung-Seins, auch der Wunsch nach einer Wiederholung, wurde mit dem Thema der „Machanot“ mehrmals in den Raum gegeben.



**„Ich sehe mich als Verbindungsglied zwischen dem, was war, also zwischen den vergangenen und künftigen Generationen (...), und das ist eine Verantwortung.“**

Im folgenden Teil dieses Artikels werden Einblicke in die mit dem Workshop verbundene Interviewreihe gegeben. Im Anschluss der transgenerationalen Begegnung wurden 23 Interviews mit Teilnehmenden und Mitwirkenden des Projekts geführt. Das Material umfasst damit etwa 30 Stunden Interviewmaterial. Erste Ergebnisse sollen hier vorgestellt werden. Die Interviews wurden zwischen August und November 2022 per Zoom und teilweise während eines weiteren Aufenthalts in der Schweiz im Oktober 2022 geführt. Ergänzt wurde das Material durch mehrere informelle Gespräche mit den Teilnehmenden, Beobachtungen des Beobachter-Teams und Go-Alongs mit den Teilnehmenden während des Forschungsaufenthalts. Im Begegnungsprojekt war Adina Dymczyk in einer Mehrfachrolle tätig: Als Koordinatorin, als wissenschaftliche Begleiterin und als Beobachterin - und dadurch als Teil des Reflecting Teams. Es wurde die teilnehmende Beobachtung während interner Gruppensitzungen (ausgenommen waren die personenbezogene Datenerhebung während der therapeutischen Gruppenarbeit) durchgeführt und weiter im Anschluss des Wochenendes Interviews mit einigen Teilnehmenden geführt.

Im nächsten Teil dieses Artikels werden drei Themen aus dem Interviewmaterial vorgestellt und explorativ aufgegriffen, wobei der Fokus auf die Frage gelegt wird, welche Perspektiven Nachkommen aus ihrer Erfahrung heraus einbringen. Die drei dabei skizzierten Kernthemen nahmen im Forschungsprozess eine besonders zentrale Rolle ein.

- (1) Perspektiven auf den Begriff „Transgenerationale Traumatisierung“ selbst
- (2) Die Rolle von Wut in der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und Gegenwart transgenerationaler Themen
- (3) Die Rolle als Nachkomm:in und Gestalter:in in der Erinnerungsarbeit und dem gesellschaftlichen Engagement.

Ein besonderes Augenmerk wurde dabei auf die Frage gelegt, welche Perspektiven Nachkommen der Shoah im Sprechen über transgenerationale Wirkungen einbringen und welche Themen, Gefühle und Erfahrungen mit dem Begriff im Zusammenhang stehen, bzw. wie diese artikuliert werden.

In einem Interview verwendete eine Teilnehmerin folgende Übersetzung, um sich dem Begriff Trauma anzunähern: Auf die Frage hin, wie sie den Begriff definieren würde, erwiderte sie:

*„Ich habe mir die Mühe noch nie gemacht, es zu definieren. Warum auch?“*

Sie verglich Trauma vielmehr in ihren eigenen Worten als eine „Macke“ und erläuterte dazu

*„Ja, und Macke kommt aus dem Hebräischen und heißt im Grunde Verletzung (...) und wie jede Wunde heilt es mit einer Narbe. Eine Narbe ist ja ein komisches Gewebe. Das ist dann auch so eine empfindlich Stelle.“*

In Forschung und Praxis wird der Begriff „Trauma“ zumeist aus dem griechischen Wort übersetzt: als eine Wunde (siehe Langer et al. 2020). Im übertragenen Sinne wird Trauma dann als seelische Wunde gedeutet. Das hier vorangesetzte Zitat fügte dieser Deutung eine neue Perspektive hinzu: „Macke“ als eine Verletzung beschreibt etwas, das geblieben ist - ein empfindsames Gewebe und eine erkennbare Wunde. Es beschreibt dabei den Prozess einer Heilung, gleichzeitig verweist es auf etwas, das sichtbar bleibt. Aber es gibt auch das Wortspiel: „Eine Macke haben“. Ist die Macke menschlich? Ist es nicht auch eine liebenswerte Eigenschaft eines Menschen, eine Macke zu haben? Und wird es dadurch nicht unendlich leichter, auf seine Macke fast schon stolz zu sein - und sich nicht mit dem unendlich schwereren Traumabegriff zu beschäftigen?

Das Thema vom Trauma (von einer „Macke“) als eine Sichtbarmachung verkörperter Erfahrung soll daher im Verlauf der Forschungsarbeit weiter untersucht werden. Als zusätzlicher Aspekt während des Begegnungswochenendes wurden die wissenschaftliche Aufarbeitung und die Betrachtung der eigenen Erfahrung für einen Teilnehmer als ein hilfreicher Schritt für eine selbstbewusste Haltung zur eigenen Geschichte gedeutet:

*„Ich kenne das Gefühl, ich kenne diesen Zustand (...). Und vielleicht, weil ich so sehr der Wissenschaftler bin, hat es mir sehr geholfen zu wissen, dass diese Sachen einen Namen haben und dass das nicht einfach Geschichten sind. Es sind Geschichten, welche sehr viele Menschen erlebt haben. Also, dass wir die Kinder sind von den Glücklichen, also von den Überlebenden sind, oder? Und wir haben so viel Verantwortung für die Menschen, welche nicht überlebt haben (...).“*

In diesem Zitat wird nicht nur deutlich, wie sehr eine Suche nach Begrifflichkeiten dazu diente, sich der eigenen Erfahrung bewusst zu werden - die Person spricht gleichzeitig auch über die Verantwortung, die ihr in der Rolle übertragen wurde.

Sichtbar zu sein, das bedeutete für viele der Teilnehmenden auch „angreifbar“ und verletzbar zu sein. Während einige Teilnehmende von Strategien und Taktiken in ihren Familien berichteten, sich durch ständige Umzüge oder christliche Namensgebungen „unsichtbar“ zu machen, äußerten andere Teilnehmende ihre Wut.

*„Meine Wut bezieht sich darauf, dass ich gezwungen werde, in einer Situation auszuhalten, die ich nicht verändern kann. Also, ich lebe in Deutschland. Ich weiß nicht, ob es was anderes wäre, wenn ich in Neuseeland leben würde. Es ist mir nicht möglich (...) den Diskurs zu verändern.“*

Den Diskurs umschreibt sie kurz als „Du Jüdin - du Problem. Wir Deutsche - Wir neue Generation.“ Und weiter: „Es ist mir nicht möglich [damit offen umzugehen], weil die andere Seite den Diskurs nicht führen will (...).“

Die gleiche Teilnehmerin führt weiter aus: „Na also, wenn jemand sagt: ‚Ach, Sie sind Jüdin‘, dann muss ich ihn beruhigen. Also warum ist die Beziehung [dann] zu Ende? Ich bin dann ein gefährliches Territorium (...).“

Gefühle wie Wut und Erfahrungen von Antisemitismus

spielten in den Gruppendiskussionen oft eine große Rolle. Damit artikuliert sich über diese Wut aber auch ein politisches Moment. Die Ereignisse vom 7. Oktober 2023, einer Art „Israelischem 9/11“ – und auch die erneute Bedrohung jüdischer Einrichtungen in Deutschland in der Folge dieser schrecklichen Ereignisse – zeigen noch einmal die Brisanz und Aktualität dieser Äußerung.

Es ist ein Anliegen der hier nur kurz umschriebenen Forschungsarbeit im Sprechen über Trauma, den Fokus auf die Gestaltung zu setzen, und dabei Fragen nach der Weitergabe von Trauma ein aktives Moment hinzuzufügen. Während der Diskurs um Weitergabe von Traumata die Angehörigen oftmals als „Träger:innen der Erinnerung“ beschreibt, liegt die erste Forschungsfrage im Anschluss an den Gruppenworkshop auf folgendem Fokus: Was will die nächste Generation weitergeben? Dabei geht es auch darum, das aktive Engagement vieler Nachkommen zu beschreiben. Viele der Nachkommen berichteten von langjährigen Recherchen zur eigenen Familiengeschichte und ihrem Engagement für eine aktive Erinnerungskultur. So berichtete ein Teilnehmer über den Aufbau von jüdischen Friedhöfen und sein Engagement für Bildungsprojekte:

*„[ Ich sehe mich als ] Verbindungsglied zwischen vergangenen und künftigen Generationen (...) und das ist eine Verantwortung (...). Ich will das weitergeben, was (...) vorher alles da war.“*

Das, was vorher alles da war – hiermit nimmt der Teilnehmer Bezug auf eine Kultur jüdischen Lebens, die er durch sein Engagement wieder aufgreifen und aufleben lassen möchte.

Oftmals beschäftigten sich die Teilnehmenden langjährig zur eigenen Familiengeschichte, auch um sich wieder mehr Verbindungen zur eigenen Familie bewusst zu machen:

*„[ Ich ] habe da auch selber viel geforscht. Und ja, ich mache das ja eigentlich alles für mich, damit ich das besser verstehe, wie das war und warum das so war und wie sich das ausgewirkt hat. Und dann mache ich es für meine Kinder und für meine Enkelkinder (...).“*

Die schmerzvolle Erfahrung von Verlust und Trauer wurde dabei zum Anlass für die aktive Auseinandersetzung genommen. Nachkommen setzen sich aktiv für die Sichtbarmachung ihrer Geschichte und Familienerfahrungen ein. Sie setzen sich (auch mit eigenen Recherchen) mit ihrer persönlichen Vergangenheit auseinander und tragen diese Auseinandersetzung in ihrem Engagement in die Gesellschaft zurück. Dabei versteht sich beispielsweise das Renovieren der Friedhöfe für diese teilnehmende Person als eine Praktik der Wiederherstellung und Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft, aber auch als Aufarbeitung der Familiengeschichte und des gesellschaftlichen Engagements.

*„Und ich sagte mir also jetzt, diesen Friedhof will ich retten und ich will ihn wieder renovieren. Und so habe ich angefangen mit diesen Renovationen...“*

Niamh Stephenson und Dimitris Papadopoulos (2006) schrieben von „Outside Politics“ als einen Raum, in dem Menschen auf Narrative und Erfahrungen verweisen, die in – hier im übertragenen Sinne – einer Mehrheitsgesellschaft nicht sichtbar sind. Durch das Benennen einer kontinuierlichen Erfahrungswelt und deren Sichtbarmachung wird diese Erfahrung politisch. Dieser Aspekt scheint hier besonders spannend und kann als ein Oszillieren zwischen einer therapeutischen und einer politischen Funktion beschrieben werden.

Die Begegnung auf der Barmelweid trug offenbar dazu bei, dieses Engagement sichtbarer zu machen, was die Teilnehmenden in ihrem Selbstbewusstsein bestärken konnte. So meldete eine Teilnehmerin nach der Begegnung zurück: „Die Tagung hat mir sehr viel Sicherheit für die Zukunft ‚danach‘, die wir ja schon zu gestalten versuchen, mitgegeben (...)“ – eine Zukunft, die von Nachkommen bereits aktiv gestaltet wird.

Die Themen aus der Großgruppe, die von mehreren Teilnehmenden als ein Abbild der „Gesellschaft da draußen“ bezeichnet wurden, Themen wie Ein- und Ausschluss, sowie das Herstellen von Verbindung, wurden in den Interviews noch einmal artikuliert, indem Nachkommen auf ihr Engagement verwiesen. Es geht mehr darum, anhand dieser Akteur:innen sichtbar zu machen, welche Erfahrungen eingebracht werden, jenseits des Sprechens von einem „transgenerationalen Trauma“. So wurde die am Anfang geschilderte Situation der „Reise nach Jerusalem“ zu einem Schlüsselmoment. Sie zeigte, wie der spezifische Ort, die Klinik, der Stuhlkreis, die Teilnehmenden dazu motivierte, im Kontext ihrer gesellschaftspolitischen Situation ihre Gefühle zur Sprache zu bringen.

*„Ich sehe mich als Verbindungsglied zwischen dem, was war, also zwischen den vergangenen und künftigen Generationen (...), und das ist eine Verantwortung.“*

Dieses Zitat steht für das Engagement vieler Überlebender der Shoah und deren Nachkommen für das Einbringen ihrer Perspektive und für eine für sie wichtige Erinnerungskultur – trotz vieler Widerstände, welche nicht zuletzt aus den eigenen Familien stammte. Das Zitat verbindet gleichzeitig verschiedene Ebenen des Begegnungswochenendes, aber es ist auch Gegenstand des damit verbundenen Begleitforschungsprojekts. Und dennoch: Wir können leichter erfassen, wenn Teilnehmende etwas verbal, im Gesprochenen, in den verschiedenen Gruppenangeboten, geäußert haben. Für diese Teilnehmenden kann das aktive Engagement von Nachkommen für die Gestaltung ihrer Umwelt und ihr Engagement für eine aktive Erinnerungspolitik und engagierte Wissenschaft nachgezeichnet werden. Diejenigen, die sich für ein Schweigen oder für eine Verkörperung ihrer Leiden in den Gruppen entschieden haben, waren für das Wochenende genauso relevant und repräsentieren eine Mehrheit von Überlebenden und deren Nachfahren, die bislang keine Worte gefunden haben. Ein Phänomen, welches gerade im Angesicht der Ereignisse im Süden von Israel vom 7. Oktober 2023 deutlich besser verstehbar wird.

## Auf der Suche nach dem „Wir“: Erfahrungen in einer Kleingruppe

Plötzlich saßen alle da. Plötzlich war es Juni (2022) geworden. Immer noch „Corona“. Einer dieser fröhlich heißen Tage mit 35°C, die sich in den letzten Jahren immer öfters einstellen. Jeder trug einen Nasenmundschutz. Ein Bild, das in der Zeit völlig normal war, inzwischen aber fast wieder ungewöhnlich fremd wirkt. Ein Hinweis auf die Anpassungsfähigkeit von uns Menschen?

Wir saßen in der Kleingruppe im Kreis. Neun von ungefähr 35 Menschen, die sich für unser „Begegnungswochenende“ mit dem sehr unflüssigen, aber lange durchdachten Namen „Generationen nach der Shoah - Von der Zukunft 'danach'“ angemeldet hatten. Neun Teilnehmende, zwei Beobachterinnen und ich, als in dem Moment freudig, aber angespannter, Gruppenleiter. Eine erste Einladung ging im Januar 2022 über

den Verteiler, die Vorbereitungsgruppe hatte sich zuvor über drei Jahre lang getroffen. Geplant, verworfen, neu überlegt. Würde es gut gehen? Konnte unsere Idee funktionieren?

In einem Raum („Zwieselbach“ - alle Besprechungsräume der Klinik tragen Namen der umliegenden Flüsse und Bäche), der normalerweise für Teambesprechungen oder Projektmeetings genutzt wird; normalerweise mit Beamer und Tischen. Klassisch-funktionale Möblierung. Teure Schweizer Bauart - normalerweise. Jetzt war der Raum Zwieselbach komplett freigeräumt. Ein Stuhlkreis, plötzlich sah man, wie schön das Parkett eigentlich ist: Hell und ruhig - ich hatte noch nie richtig darauf geachtet. Der Raum war freundlich, es gab einen großen Balkon. Früher, in den 1970er-Jahren, war es ein Wohnheim für Krankenschwestern, deswegen die Balkone.

Das Gebäude, ein turmartiges, etwas aus der Zeit gefallenes, bordeauxrot gestrichenes Haus mit 10 Stockwerken, wird als



*Die Klinik Barmelweid  
im Kanton Aargau (Schweiz) aus der Luft*





Seminarzentrum genutzt. Ich war verwirrt, dass in diesem Gebäude der Klinik Barmelweid, inmitten des Kantons Aargau, inmitten dieses idyllischen Naturparks, eine Wirklichkeit eintrat, die sich für mich trotz intensiver Vorbereitung völlig unerwartet anfühlte. Nachfahren von Überlebenden der Shoah? Hier? Auf einmal war das Begegnungswochenende Realität geworden. Ein aufregendes und unwirkliches Gefühl.

## Freitag. Ein Anfang.

G: Herzlich Willkommen. Ich freue mich, dass wir in dieser Runde zusammensitzen. Das ist sehr besonders. Schauen wir gemeinsam, wohin sich unsere Gruppe entwickeln wird. Wir haben nur vier Sitzungen, was nicht viel ist. Eine Frage, die wir uns vielleicht stellen werden, ist: Sind wir denn überhaupt eine Gruppe? Haben wir Gemeinsamkeiten? Oder sind wir eine Gruppe, die hier nur zufällig zusammengelassen ist. Eine Bitte: Alles, was wir hier sagen, soll vertraulich sein - und natürlich hat alles Platz, was hier entsteht. Alle Gedanken, alle Gefühle, auch alle körperlichen Erfahrungen.

T: Natürlich sind wir eine Gruppe. Endlich sind wir hier zusammen, endlich verbunden. Wir müssen nicht mehr alleine sein. Ich bin wirklich froh. Genau deswegen bin ich gekommen. Um nicht alleine zu sein. Wie ist das hier? Wie können wir unsere jüdische Identität gemeinsam stärken? Gegen alle, die uns nicht verstehen.

T: Jüdische Identität? Also nein. Dafür bin ich hier nicht hergekommen. Von jüdischer Identität habe ich schon genug. Mehr als genug. Ich dachte, wir tauschen uns über unsere Erfahrungen aus, die uns verbinden. Dass wir Eltern haben, die überlebt haben, unter den Nazis. Und dass wir unter den Täterinnen und Tätern aufgewachsen sind. Zumindest mit den Kindern der Täter. Und dass wir eine besonders schwere Last mit unseren überlebenden Eltern tragen mussten.

T: Das meine ich ja: Wir sind doch alle hier, damit wir gemeinsam sind.

T: Das ist aber nicht das Gleiche wie jüdische Identität, was du sagst. Duzen wir uns eigentlich? Und wieso machen wir keine Vorstellungsrunde?

T: Mir fehlt hier auch die Ordnung. Wie funktioniert das heute? Also ich schlage Mal vor, dass jeder sich vorstellt, und zwar mit welchen Erfahrungen sie oder er hierherkommt und was jeder bereit ist, von sich zu erzählen. Sind Sie einverstanden, Joram? Ich darf Sie doch auch duzen, oder? Das ist nicht verboten? Sie gehören doch auch dazu, zu unserer Gruppe, oder?

G: Natürlich dürfen Sie „Joram“ sagen. Aber das ist ja vielleicht ein erster wichtiger Moment in unserer Gruppe, dass wir uns entscheiden müssen, wer wir sind und wie wir miteinander umgehen wollen in den nächsten Sitzungen.

T: Ich habe das ja schon vorgeschlagen. Wir gehen im Kreis herum und jeder stellt sich vor, so wie ich es gesagt habe. Also, ich fange Mal an: mein Name ist „A“ und ich komme aus „B“, und ich bin hier, weil ich es wie gesagt sehr wichtig finde, dass wir

unsere Identität stärken und dass wir die Tatsache, jüdisch zu sein, auch Mal positiv ausdrücken können. Und ich finde, dass wir wirklich eine sehr positive Gruppe sind. Ich freue mich auf euch.

T: Dann mach ich Mal weiter, oder?

T: Ja, genau.

T: Also: mein Name ist „C“, ich bin 68 Jahre alt, meine Eltern haben beide verschiedene Lager überlebt und haben sich dann in einem DP-Camp kennengelernt. Sie wollten eigentlich direkt nach dem Krieg nach Israel auswandern, aber mein Vater war krank und er brauchte die Behandlung in Deutschland, deswegen sind sie nach ein paar Monaten in der Nähe von Tel Aviv 1951 wieder zurückgekommen. Es hat dort nicht geklappt. Ich bin dann 1954 geboren. Auf meinen Vater mussten wir immer Rücksicht nehmen, meine Mutter war auch irgendwie depressiv. Es war alles sehr dunkel und gedrückt bei uns zuhause. Ich dachte, dass ich hierherkomme, um zu schauen, ob es euch ähnlich geht.

T: Sorry, mir wird gerade ganz schlecht. Also ich meine jetzt nicht wegen dem, was du gesagt hast, sondern ich habe plötzlich so eine Übelkeit. Ich gehe kurz raus, ok? Also nicht, dass ihr denkt, dass es mit euch zu tun hat - ich kenne das bei mir, das passiert mir immer wieder.

T: Natürlich, wir verstehen das doch! [T. geht raus]. Wer ist der Nächste? Magst du jetzt die Runde weiter machen? Allerdings haben wir ja auch ausgemacht, dass wir nicht zu viele negative Dinge hier sagen. Also machst du weiter?

T: Eigentlich nicht so gerne.

T: Warum nicht? Wir haben doch beschlossen, dass jeder an die Reihe kommt und erzählt.

T: Nein, du hast das für uns bestimmt. Und T. hat gleich mitgemacht. Ich finde, dass du zu viel hier festlegst. Also jetzt nicht als Kritik verstehen, ich finde das ja gut, dass du dich so einbringst. Aber mir geht das zu schnell und so bin ich nicht. Ich möchte jetzt hier nicht gezwungen werden, mich auf diese Weise zu zeigen.

T: Keiner wird hier zu etwas gezwungen, ist doch gut, dass du das gleich sagst. Und ich habe hier gar nichts festgelegt, das haben wir zusammen mit Joram gemacht.

T: Ich habe das anders erlebt [T kommt wieder].

T: Musste mich jetzt fast übergeben, aber es geht besser.

T: Gut, dass du wieder da bist!

T: Joram, hatten wir nicht ausgemacht, dass wir uns in der Runde eine nach der anderen vorstellen? Und unsere Anliegen sagen und darauf achten, dass wir uns nicht zu viel Negatives zumuten?

G: Die Gruppe hat versucht, sich zu organisieren und sich



Regeln zu geben, aber so einfach scheint es nicht zu sein.  
Was denkt ihr? Verbindet uns schon mehr, als uns trennt?

T: Ich muss gerade lachen, wir machen das wie unsere Eltern.  
Dauernd kann man etwas richtig oder falsch machen.

T: Oder wie meine Großeltern, meine Eltern waren anders.

T: Du bist unsere Jüngste hier! Wieso bist du hier?

T: Ich hab von diesem Projekt in Kassel gehört, auch dass man als Angehörige der Dritten Generation auch eingeladen ist – und dass es nicht nur um die Zweite Generation gehen soll. Das hat mich sehr interessiert, und deshalb bin ich gekommen.

T: Du hast es gut. Du hattest keine Eltern, die Überlebende waren. Kannst du bei uns „Meschiggenen“ überhaupt mitreden [lacht etwas]?

T: Wieso nicht? Ich habe ähnliche Themen, meine Freundinnen verstehen mich oft gar nicht, komischerweise auch meine jüdischen Freunde nicht. Das macht auch einsam.

T: Ich fand das jetzt nicht in Ordnung von dir, dass du gelacht hast. T. hat sich hier geäußert. In den Gruppen, die ich leite, würde ich das eigentlich nicht wollen. Jeder hat seine Geschichte, und jeder hat seine Verletzlichkeit.

## Ein gruppenanalytischer Einordnungsversuch

Warum scheint das gruppenanalytische Konzept für die Ziele unseres Projekts geeignet? Weil sich die Gruppe, die sich hier in ihrer ersten Sitzung „auf den Weg macht“, wie sehr viele andere klinische und nicht-klinische Gruppen in ihrer ersten Phase, ihre eigene Identität sucht. Es ist ein bekanntes Phänomen, dass die erste Gruppenphase oft mit Konflikthaftem, Trennendem, und vor allem Ängstigendem bestritten wird (Shaked 2011, S. 334 und Yalom 2005). Es geht um ein Abtasten, ein Kennenlernen, Unsicherheit, Misstrauen, aber auch den Wunsch nach Begegnung. Die Gruppe kann sich über einen gemeinsamen sog. „Aussenfeind“ stabilisieren – in diesem Fall die nicht-verstehende deutsche (oder deutschsprachige) Mehrheit. Wie eine der Teilnehmer:innen am Anfang sagte: „Wir wollen doch unsere ‚jüdische Identität‘ stärken“.

Die Kleingruppe repräsentiert im Erleben der Teilnehmenden unbewusst die Herkunftsfamilie. Und oftmals werden Rollen, die man in der eigenen Kernfamilie eingenommen hat, reaktiviert, mitsamt allen funktionalen und dysfunktionalen Facetten. Wer hatte die Rolle, seine/ihre eigene Familie zusammenzuhalten? Wer hat die Erfahrung machen können, offen zu denken und Gefühle zeigen zu können? Wer fühlt sich verantwortlich, wer konnte im Gegensatz dazu erleben, sich mit seinen Bedürfnissen fallenlassen zu können (und dann auch aufgefangen zu werden!), wer hat gelernt, dass es sicherer ist, nicht aufzufallen oder nichts einzufordern? Diese und noch viel mehr charakterliche und lange „eingeübten“ und internalisierten Eigenheiten treten oftmals ziemlich unvermittelt als reinszenatorische Wiederholungen in solchen Gruppenkonstellationen auf und werden gerade in der ersten

Findungsphase deutlich.

Die Gruppe, über die hier berichtet wird, bemüht sich also um etwas Gemeinsames. Gleichzeitig braucht die Gruppe auch die unbedingte Möglichkeit, „anders“ sein zu wollen, auch um nicht symbiotisch aufgelöst zu werden. In dieser Oszillation zwischen Nähebedürfnis und dem Wunsch nach Autonomie findet, gleich einem wohlchoreografierten „pas de deux“, ein stetes Austarieren und damit auch eine Testung der möglichen Ambivalenz- und Konflikttoleranz der Gruppe statt: Ist es hier in dieser Gruppe ähnlich oder anders als in meiner eigenen Familie? Und ist der Gruppenleiter oder die Gruppenleiterin ähnlich oder anders als meine Eltern? Diese Fragen spielen erfahrungsgemäß auf einer nicht immer bewussten Ebene eine wichtige Rolle und werden bewusst und unbewusst in der Gruppe geklärt werden müssen.

Alina Brehm hat in ihrem Buch „Repräsentanzen der Shoah“ (Brehm 2021) über das in München gegründete Café Zelig (Ronel 2020) geschrieben, dass es ein „unmöglicher Ort“ sei und meinte damit auch, dass das Café eine gefühlte Gemeinsamkeit anbietet, die von den Besucher:innen genau so auch erlebt wird. Gleichzeitig ist es auf einer objektiven Ebene nicht so leicht, eine tatsächliche oder faktische Gemeinsamkeit zwischen den Besucher:innen zu definieren. Deren Biografien sind alles andere als vergleichbar, genauso wenig, wie ihre soziale, kulturelle, religiöse oder geographische Herkunft. Und dennoch: Das Café Zelig vermittelt genau das: Ein Ort, an dem nichts erklärt werden muss. Menschen schaffen seit jeher Orte und Räume (reale und symbolisierte), welche identitätsstiftende Funktionen innehaben können.

Ein leiser Verdacht entsteht, wenn man dem Gespräch in der Gruppe folgt: Ist die ersehnte Gemeinsamkeit, ein gemeinsames Andersein, eigentlich „nur“ im Hinblick auf die (deutsche) Mehrheitsgesellschaft zu verstehen?

Die redaktionell veränderte und anonymisierte Vignette des Anfangs der ersten Gruppenstunde handelt aber noch von mehr: Neben dem Bemühen „Eins zu sein“, ist gleichsam und genauso bedeutsam auch der Wunsch spürbar, sich von einer Vereinnahmung als Gruppenmitglied schützen zu dürfen. Die Gruppe muss für sich klären, ob solche autonomen Wünsche genauso legitim sind, wie das sozial anerkanntere, weil vermeintlich weniger konfliktbehaftete, Bedürfnis der Verschmelzung. Stavros Mentzos (ein deutsch-griechischer Psychiater und Psychoanalytiker, 1933–2015), der sich speziell mit der Psychodynamik von Psychosen beschäftigte, führte den Begriff des „psychotischen Dilemmas“ ein. Als ein Erklärungsmodell für die Entstehung von psychotischen Zuständen wird davon ausgegangen, dass es ein grundlegendes menschliches Dilemma zwischen selbst- und objektbezogenen Bedürfnissen gibt. Normalerweise können solche gegensätzlichen motivationalen Impulse gut integriert werden. Bei chronisch traumatisierten und entwicklungspsychologisch strukturell eingeschränkten Patient:innen kann dieser Widerspruch zwischen Autonomie und Symbiose allerdings zur Überforderung und Dekompensation führen – mit einem Zusammenbruch und vermeintlichem Schutz in der Derealisation der Psychose (Mentzos 2009). Die hier zu Papier gebrachte kurze Eingangsvignette unserer Gruppe ist

in diesem Licht besonders eindrücklich. Im klinischen Sinne ging es selbstverständlich nicht um psychotische Symptome, aber die Spannung dieser biographisch determinierten Gruppe kann durch das Modell von Mertzos gut veranschaulicht werden: Wie viel Autonomie kann die Gruppe ertragen, wie viel symbiotische Verschmelzung ist notwendig? Diese spezielle Aushandlung steht unserer Gruppe noch bevor.

Die Gruppe wird in vielen gruppentheoretischen Modellen als eine verwobene Einheit, als ein Gebilde mit einer gemeinsamen „Gruppenseele“, einer gemeinsamen „Matrix“, gesehen und nicht als die Summe aller individuellen Einzelpersonen (Pothoff 2022). Diese konzeptionelle Perspektive bedeutete in der Zeit seiner Einführung einen sehr wichtigen Fortschritt in der Gruppentherapie, welche die soziale Natur von uns Menschen ins Zentrum der theoretischen und technischen Überlegungen stellte, und nicht die individuelle Pathologie der einzelnen Mitglieder. Behandlungstechnisch wird somit von einem gemeinsam gebildeten (artificialen) Gesamtindividuum ausgegangen, welches durch den regressiven Prozess ein gemeinsames Unbewusstes und genauso auch gemeinsame Wünsche entwickelt und erlebt. Dieses sogenannte „Grundannahmen“-Konzept wurde von W. Bion (1897-1979), einem britischen Psychoanalytiker und Pionier der Gruppenanalyse, entdeckt und beschrieben (Bion 1961). Bion zufolge geht es in Gruppen daher immer auch um die Abwehr von Angst, insbesondere der archaischen (als „psychotisch“ bezeichneten) Angst, welche mit Wut, Zerstörungskraft und fantasierten Bedrohungen, auch gegen sich selbst, einhergeht. Die gemeinsame unbewusste Aufgabe der Gruppe ist also, sich vor diesen heftigen Ängsten zu schützen und dadurch eine Art Pseudo-Gemeinsamkeit zu entwickeln. Untergruppenbildungen sind daher eine Bedrohung für diesen Prozess und ein Wunsch nach Autorität und Beruhigung wird üblicherweise an die Gruppenleiterin oder den Gruppenleiter gerichtet. Wenn wir die Zusammensetzung unserer Gruppe, von denen manche Mitglieder möglicherweise von transgenerationaler Traumatisierung betroffen sind, vor Augen haben, wird die geschilderte Gruppenspannung in diesem Licht nochmals deutlicher und drängender. Der Wunsch nach Struktur, auch der Wunsch, dass der Gruppenleiter diese Anti-Angst-Struktur zur Verfügung stellt, entspricht auf eine schicksals-hafte Weise sehr genau den gemeinsamen Erfahrungen der Teilnehmenden.

S.H. Foulkes (ursprünglich Sigmund Heinrich Fuchs, 1898 - 1976), der 1933 nach Großbritannien emigrierte und dort 1938 seinen deutsch-jüdischen Namen an eine englische Schreibweise anpasste, entwickelte die Modelle von Bion weiter, ohne dass die beiden Psychoanalytiker, die interessanterweise auch noch im gleichen Militärhospital von Northfield tätig waren, explizit aufeinander eingingen. Foulkes zentraler Ansatz bezog sich auf die besondere heilende Kompetenz der Gruppe selbst. Die Gruppe stellt einen sozialen Mikrokosmos dar und ist somit ein Abbild eines Familiensystems - oder größer gedacht, ein Abbild der gesellschaftlichen Realität. Psychische Störungen verstand Foulkes daher auch als Folgen chronisch gestörter realer sozialer Gruppenbeziehungen („soziale Matrix“). Mit Hilfe des Gruppenleiters, dem es obliegt, Störungen der Struktur und der Kommunikation zu identifizieren und zu verbessern, sollen - so Foulkes - durch vernetzte

Gruppenerfahrungen zwischen den einzelnen Teilnehmenden in der „Gruppenmatrix“ korrigierende Wirkungen entfaltet werden (Foulkes 1992). Auf unsere Gruppe bezogen besteht die Chance, dass sich die Gruppe auf einen unbewussten Prozess einlässt, der eine gesündere Form des Austauschs und der Kommunikation als im oftmals belastenden und bedrückenden Familienumfeld ermöglichen wird.

Zurück also zum Konflikt zwischen autonomer Selbstbestimmung und dem Bedürfnis nach „Einswerden“. Frei nach Groucho Marx: „Ich mag keinem Club angehören, der mich als Mitglied freiwillig aufnimmt“. Hier wird deutlich, dass es mehrere Teilnehmende gibt, die sich nicht unterordnen wollen. Eine Teilnehmerin protestiert, wenn eine andere (um Strukturierung und Harmonisierung bemühte) Teilnehmerin Ordnung in der Gruppe schaffen möchte. Ein Ausschnitt aus der dritten Sitzung der Gruppe zeigt, wie die weitere Entwicklung unserer Protagonist:innen nachzuzeichnen ist.

## Über Prinzen und das Schicksal des Hamsters

T: Ich bin so verdammt ärgerlich. Die Deutschen haben es im Gegensatz zu uns so leicht! Gerade hatte ich eine Freundin am Telefon, manchmal frage ich mich, wieso sie überhaupt eine Freundin ist, wieso nenne ich sie eigentlich so? Naja, auf jeden Fall, sagt sie: „Toll, dass du das jetzt hier machst, mit dem Workshop. Das wird dir guttun, in der Schweiz.“ Und wisst ihr? Dann: „Endlich bist du mal unter Gleichgesinnten. So richtig verstehen können dich ja nur Gleichgesinnte. Vielleicht musst du dich da Mal richtig öffnen“.

T: Warum macht dich das denn ärgerlich? Das ist doch total ok! Ich finde überhaupt, du ärgerst dich oft zu viel!

T: Ja, verstehst du das denn nicht? Eigentlich sagt die mir doch nur, dass ich nicht zu „ihnen“ gehöre. Ich bin anders als die anderen, ich soll mich zu den „Gleichgesinnten“ gesellen und sie nicht mit Dingen volllabern, die sie sowieso nicht verstehen.

T: Also ich verstehe das gut! In meiner Beratungsstelle habe ich auch immer wieder solche Themen der Enttäuschung. Auch in anderen Kontexten.

T: Was bedeutet das Wort „Kontexten“? Kapiere immer nicht, wenn du so klug daher redest...

T: „Kontext“, das ist... das sagt man eben, wie das Wort „Zusammenhang“.

T: ...dann sag das doch gleich! Mein Gott. Ist das so schwer? „Zusammenhang“?!

T: ...auf jeden Fall gibt es Klienten von mir, die sich nirgends zu Hause fühlen und das auch nirgends mitteilen können. Da sehe ich es dann als meine Aufgabe an, dass sie das mit mir besprechen können. Das ist wirklich nicht selten. Vielleicht ist das menschlich? Dafür muss ich sehr offen gegenüber jeder Kultur sein...

T: Und hallo: Sag Mal, was ist eigentlich mit dir? Du tust

immer so, als ob du hier die Lehrerin bist und selber gar nicht zu uns dazu gehörst! Was ist eigentlich bei dir los? Wir alle sind total offen und erzählen uns alles, und du erzählst immer nur über andere und wie du anderen hilfst.

T: Warum? T. erzählt doch viel, und andere sagen hier schon den zweiten Tag gar nichts!

T: Ach so? Wer weiß denn zum Beispiel, warum der T. hier überhaupt mitmacht?

T: Ja, T., warum bist du hier dabei?

T: Ja, weil ich einfach auch ein Betroffener bin.

T: Ein Betroffener von was? „Betroffen“, das klingt so, als ob wir eine Krankheit haben. Wir haben doch keine Krankheit! Mein Vater war ein Überlebender. Und das ist halt kompliziert. Das ist hier hoffentlich nicht wie bei meiner Freundin. Die checkt überhaupt nicht, was sie mir da immer antut, wenn sie sagt, ich soll mit den Gleichgesinnten sprechen.

T: Aber jetzt lasst doch Mal den T. endlich was sagen. Also nochmal. Warum bist du dabei hier?

T: Ist tatsächlich nicht so leicht für mich, das zu erklären. In meiner Familie ist das kompliziert. Ich hatte eine jüdische Grossmutter, die Mutter meiner Mutter, und die hat wie durch ein Wunder überlebt, war in Bergen-Belsen...

T: Dann bist du doch nach der Halacha eine richtige Jüdin!

T: ...Sie hat dann einen evangelischen Apotheker in Hamburg geheiratet und meine Mutter ist dann 1949 geboren. Ich bin Jahrgang 1979. Evangelisch aufgewachsen, halt mehr oder weniger unreligiös. Wusste nichts vom Judentum. Hab' immer gedacht, dass die Familie aus Schlesien geflohen ist, nachdem die Polen kamen, aber das war halt nur die eine Seite, die Familie meines Großvaters. Die haben das die ganze Zeit erzählt. Wie sie geflohen sind, wie sie nichts hatten, und wie sie sich alle um alle gekümmert haben. Dachte immer, dass das wie bei Winnetou ist. Lauter tolle Helden. So habe ich mir das vorgestellt. Auch, dass das so wie im Grand Canyon aussieht dort (lacht lange). Über die Familie meiner Großmutter hat nie jemand gesprochen. Meine Mutter auch nicht. Als Jugendliche habe ich dann angefangen zu fragen, und meine Mutter konnte aber kaum etwas erzählen. Meine Großmutter hatte keine Geschwister und sie hat meiner Mutter auch nicht viel erzählt. Einmal waren wir bei einer Bar Mitzwa eingeladen, das war als wir bei irgendwelchen entfernten Verwandten in Paris waren. Hab' von denen ehrlich gesagt davor und auch danach nie wieder etwas gehört. Meine Großmutter hatte da schon länger nicht mehr gelebt. Da war ich ungefähr 16. Ich habe furchtbar weinen müssen plötzlich, hab mich geschämt. Bin dann rausgerannt. Wollte nicht, dass das meine Mutter sieht. Wusste gar nicht warum. Weiß gar nicht, warum mir das jetzt einfällt – hab darüber mit niemandem gesprochen, aber ist doch eine komische Geschichte, oder? Aber was war noch deine Frage? (lacht unsicher, schaut ins nichts. Lacht. Die Gruppe schweigt für eine längere Zeit).

G: Jetzt haben Sie uns Ihre Geschichte erzählt. Für uns alle scheint das sehr bewegend zu sein. Ich kann mir vorstellen, dass solche Fragen, ob man irgendwo dazugehört, bei den anderen aber auch vorkommen. Jetzt wird wahrscheinlich niemand mehr fragen, warum Sie hier sind. Aber vielleicht will jemand etwas dazu besprechen? (Die Gruppe schweigt noch länger).

T: Wow. Ich habe immer „dazu“ gehört. Und ich wäre so froh gewesen, nicht dazuzugehören. Ich war der Vorzeige-Sohn. Der Vorzeige-Sohn von Vorzeige-Eltern. Meine Eltern haben in Düsseldorf mehr oder weniger die Jüdische Gemeinde gegründet. Dauernd waren wir als Kinder herausgeputzt für alle diese langweiligen Veranstaltungen in der Gemeinde und in der Synagoge. Meine beiden Brüder und unsere ältere Schwester. Die alten Leute haben dann immer gesagt, dass wir die einzige Antwort auf Hitler seien. Keiner von uns Geschwistern hat das damals so richtig kapiert, obwohl wir schon früh verstanden hatten, dass wir irgendwie ziemlich besonders zu sein hatten.

T: Komm – das ist doch total spannend! Du bist ein „Jewish Prince“! Meinem Vater war total egal, was mit uns ist... und meine Mutter war die meiste Zeit damit beschäftigt, ob sie nun in der Psychiatrie oder ambulant behandelt werden soll.

T: Oh je. Aber für uns war es wirklich nur furchtbar. Wir mussten uns immer nur gut benehmen, keine Flecken auf den Hemden, gut gekämmt, immer lächeln. Sowas. Mein Vater galt als ein Held. Er war Überlebender aus Buchenwald, aber trotzdem immer positiv, immer mit einem wohlwollenden Blick, er war gutaussehend, sportlich, für alle und jeden da, der über seine Sorgen sprechen wollte, verständnisvoll, sich kümmernd. Alle haben ihn geliebt. Meine Mutter und wir Kinder mussten da mitspielen. Zuhause war er ganz anders. Inzwischen weiß ich natürlich, dass das in vielen Familien so ist, aber als wir klein waren, dachten wir immer, dass wir alles falsch machen und ihn andauernd enttäuschen.

T: Wie war er denn zuhause?

T: Ich weiß gar nicht, da spreche ich eigentlich gar nicht darüber (schweigt lange). Zuhause, naja, zuhause war eine andere, eine dunkle Welt. Mein Vater war oft tagelang in seinem Arbeitszimmer und lag dort auf seiner alten Couch. Es roch nach Zigaretten, manchmal auch nach Wein. Was er da genau machte, war uns nicht klar. Es hieß immer, er arbeitet und er liest. In seinem Zimmer bewahrte er auch die wenigen Überbleibsel von seiner Familie auf. Ein paar wenige Fotos, ein paar Gegenstände, einen alten Schlüssel hat er mir mal gezeigt. Wir durften nicht reinkommen, außer, wenn er uns dazu aufforderte. Auch meine Mutter durfte da nur selten hin. Mein Vater hat uns nie geschlagen, aber es gab auf eine andere Art Gewalt. Die Stimmung war oft unglaublich traurig und schwer auszuhalten.

T: Aber wie habt ihr das ausgehalten?

T: Ich glaube, wir haben gelernt, das irgendwie nicht zu sehen und nicht wahrzunehmen. Es war abgespalten, sagt man das so? Und dann waren ja auch immer wieder Gäste bei uns zuhause. Das mochte ich dann sogar, weil unser Vater dann wie



verwandelt war, auch die Wohnung sah dann plötzlich heller aus. Meine Mutter hat sich dann sehr ins Zeug gelegt, auch mein Vater war dann total aktiv, hat mit vorbereitet, war gesprächig, hat gelacht. Das waren die schönsten Momente.

T: ...das kenne ich, wenn bei uns jemand zu Besuch kam, waren meine Eltern nicht wiederzuerkennen. Am liebsten, war mir, wenn wir in den Urlaub gefahren sind. Meine Eltern haben sich zwar dauernd gestritten, aber es waren leichtere Streite (lacht kurz).

T: Das erinnert mich: Einmal sind wir auch in den Urlaub gefahren. Also in einen richtigen Urlaub. Aber das war eine Katastrophe. Wir sind schon ab und zu in den Ferien gewesen, meistens waren es dann aber Familienzusammenführungen von irgendwelchen Verwandten. Wir waren dann in der Nähe von Tel Aviv, und wir haben immer Leute getroffen, die ich alle nicht kannte. Alle haben polnisch und jiddisch gesprochen, ich hab' das alles nur so halb verstanden, und es war auch klar, dass wir dann mit den Kindern dieser Verwandten spielen mussten – das war meistens furchtbar, weil wir alle keine Lust darauf hatten und uns auch nichts zu sagen hatten. Ans Meer sind wir komischerweise nie gegangen.

T: Aber an was hast du dich gerade erinnert?

T: An diese gemeine Katastrophe! Mein Vater hat einen gelben VW-Käfer gekauft in dieser Zeit. Meine Mutter hatte eine Freundin, und diese Freundin war immer mit ihrer Familie in Ravenna. Am Meer. Also sind wir da auch hingefahren. Für 10 Tage (T. macht eine längere Pause, stockt). Ich war wahrscheinlich acht Jahre alt oder so. Und wir hatten einen Hamster. Und meine Mutter wollte, dass die Nachbarin den Hamster versorgt, während wir weg waren. Mein Vater hat rumgeschrien, dass wir von den Deutschen bestimmt nicht Hilfe annehmen werden und schon gar nicht in unsere Wohnung lassen werden. Das ging einige Tage so. Mein Vater hat dann gesagt, dass wir Futter für 10 Tage vorbereiten und in den Käfig legen sollen. Und dann gab es diesen Spruch, den er immer wieder gesagt hat: „Die guten Überleben schon“. Mein Vater konnte bei uns zuhause so brutal sein. Und nach außen war er immer ganz anders. Den ganzen Urlaub über habe ich an diesen Hamster gedacht. Und ich wusste, dass er es nicht schaffen wird. Es macht ja keinen Sinn. (T. macht wieder eine Pause). Komisch. Das habe ich noch nie jemand erzählt. Hm. Jetzt wo ich das erzähle: Vielleicht war ein einfach nur ein Arsch, mein Vater. Und ich hatte nie Mitleid mit ihm, es war mir egal, wie er draußen in der Öffentlichkeit war. Und ob er Buchenwald überlebt hat. Er hat mich gequält.

T: (weint)

T: (geht raus) Ich muss nochmal raus, mein Bauch...

## **Destruktivität, Intimität und Integration in der Kleingruppe**

Wie bedeutsam und auch schnell dynamische Gruppenprozesse in kleinen Gruppen vonstatten-gehen, lässt sich in der hier geschilderten Vignette auf eindrückliche Art

belegen. Josef Shaked (1929 - 2021), ein stets politisch denkender Gruppenanalytiker, der in Ungarn geboren, in Israel aufgewachsen und der die Internationale Arbeitsgemeinschaft für Gruppenanalyse in Altaussee/Österreich mitbegründet hat, verwendete oft Humor, um gruppendynamische Prozesse zu markieren und zu intensivieren. Wenn es in einer von ihm geleiteten Kleingruppe, welche immerhin für eine gute Woche lang gemeinsam arbeitete, stockte, half er nach und pflegte zu sagen: „Die Kleingruppe ist wie eine Eintagsfliege“. Und dann zeichnete er den Rahmen, der für die Gruppe galt: „Die Eintagsfliege muss ihr ganzes Leben in 24 Stunden erleben. Sie muss geboren werden, aufwachsen, eine komplizierte Pubertät durchlaufen, sich verlieben, heiraten, Kinder bekommen, diese großziehen, sie muss dann in Rente gehen, und schließlich stirbt sie nach 24 Stunden. So ist es in unserer Gruppe auch.“ In der Regel, so Shaked, von dem hier bereits die Rede war, wollten die Gruppenmitglieder dann oft keine Zeit mehr verlieren. Sie hatte den „Tod“ der Gruppe vor Augen und Scham und Ängste sich mitzuteilen, gerieten in den Hintergrund.

Ähnlich war es in der Gestaltung des Gruppenwochenendes auch. In der undefinierten, unausgesprochenen, aber impliziten Matrix der Veranstaltung war klar, dass es für die Gruppenarbeit keine langen Entwicklungszeiträume geben wird. Die Kleingruppe hatte insgesamt vier Sitzungen von jeweils 90 Minuten Dauer zur Verfügung. Und es war trotz des am Ende der Veranstaltung vielfach geäußerten Wunschs nach einer Neuauflage in der Zukunft nicht klar, ob es ein Wiedersehen geben wird. In der hier nachgezeichneten dritten Sitzung dieser „Generationen-nach-der-Shoah“-Gruppe, kam es nach einer anfänglichen Klärungsphase in der ersten Sitzung bereits sehr rasch zu einem Bedürfnis der Gruppe, sich nahe zu kommen und Intimität entstehen zu lassen, was uns als Leitung verwundert hat. Auch kulturkonventionell bedingt zunächst sehr wenig geäußerte Affekte wie Kritik an oder zum Teil auch sehr viel Wut über die Bedingungen im Eltern-, also im „Überlebendenhaus“, konnte von der Gruppe integriert werden. Die anfängliche, überhaupt nicht rücksichtsvolle, Klärung von Hierarchien, Machtverhältnissen und der Vertrauens- sowie (im engeren Sinne) Konfliktkultur der Gruppe hat offenbar einen Weg für diese Entwicklung ermöglicht. Die für die Anfangsphase der Gruppenarbeit typische Externalisierung des Bösen („das Böse ist draußen“) (z.B. bei Tschuschke 2010; siehe auch Streeck 2009, S. 275) war recht schnell nicht mehr im Gruppenfokus und zumindest ambivalente Gefühle gegenüber den eigenen Eltern, der eigenen Familie, in manchen Fällen auch den eigenen Partnern (was in dieser Schrift nicht beschrieben wurde) konnten geteilt werden. Die Gruppe zeigte sich erstaunlich responsiv gegenüber der entstehenden Öffnung zur Intimität.

In mehreren intervisorischen Besprechungen mit dem Reflecting Team wurde darüber diskutiert, inwiefern die szenische Entfaltung der Gruppe im Sinne der sozialen (resp. Leitungs-)Erwünschtheit eher als oberflächliche Psychologisierung oder als tatsächliche Begegnung im „Übergangsraum“ (Winnicott) des Workshops zu verstehen ist. In der Gegenübertragung stellte sich beim Leiter und den Beobachterinnen der Gruppe in erster Linie ein lebendiges, gleichsam kollusives, Gefühl des Mitgefühls, der Involviertheit und der Berührtheit aus. Die besondere

Offenheit, welche sich innerhalb der kurzen Zeitspanne in der Gruppe entwickelte, ermöglichte die Auseinandersetzung mit teils hochambivalenten und sich sehr dynamisch entfaltenden Motiven. Anfänglich war, wie schon in der ersten Vignette, eine kompetitive Klärung der Regeln und Macht in der Gruppe spürbar. Das „Böse ist [zunächst] im Außen“. Die „Deutschen“, die nicht verstehen, und diejenigen, die gemeinsam in der Gruppe gegen dieses fantasierte Außen zusammenhalten müssen. Auch wude die Frage der „Fluidität“ und der Erweiterung von Definitionsräumen von Zugehörigkeit zur Gruppe scheinbar durch das Narrativ des jungen Menschen, der nur den aussprech- und berichtbaren Teil über seine eigene biografische Herkunft und Identifikation wusste, der Gruppe vor Augen geführt. Die Gruppe stellte somit eine relevante Integrationsleistung zur Verfügung, und weicht die postulierten Grenzen zwischen Innen und Außen auf. Eine Teilnehmerin der dritten Generation setzt diese relativierte Linienführung fort und provoziert die Gruppe damit, dass sie eigentlich von ihren wirklich guten nicht-jüdischen Freunden mehr Verständnis bekommt, als von den „abgebrühten“ und „manchmal schon zynischen Anschauungen“ der jüdischen Menschen, mit denen sie einen regelmäßigen und freundschaftlichen Kontakt pflegt (diese Passage ist hier nicht wiedergegeben). Die anfänglich sich sehr auf die „Außen-Innen“-Einteilung orientierte Kleingruppe war zögerlich, konnte aber die psychologische Gefährdung des Einheitswunsches tolerieren. Eine ältere Teilnehmerin bedankte sich sogar bei der Jüngsten in der Gruppe für ihre Offenheit und sagte, dass sie gerade „richtig Lust“ auf dieses Gruppe bekomme.

Nach und nach verschob sich der Fokus der Gruppe auf eigene, teils sehr schwer auszuhaltende, ambivalente Erfahrungen, welche zwischen Idealisierung der Eltern oder der (überlebenden) Herkunftsfamilie und gleichzeitig der Befremdung und Ablehnung zu ihnen wechselt. Die Gruppe konnte den Widerspruch zwischen der Privilegiertheit einer sozial hochangesehenen Familie und einer teils als missbräuchlich wahrgenommenen Zurschaustellung einer Vorzeigefamilie von Überlebenden integrieren. Eine nächste Fortentwicklung in der verkürzt und anonymisiert geschilderten dritten Sitzung dieser Gruppe demonstrierte die Gespaltenheit der Familie zwischen wiederum perfekter Außenwirkung und teils drastischer Destruktivität in der Familie. Oftmals neigen Kleingruppen zu einer Entwicklung einer Art Pseudo-Gruppenidentität („wir haben das alles auch so ähnlich erlebt“).

## Akuität und der Versuche eines Ausblicks

Der Begriff „Akuität“ bezeichnet in der Medizin die Eigenschaft einer Krankheit, schnell und heftig zu verlaufen. Als Teammitglieder in einem Projekt, welches sich zur Aufgabe gemacht hat, einen Raum der inneren und äußeren Begegnung und Entwicklung im Kontext genozidaler antisemitischer Extremtraumatisierung zu eröffnen, entstand durch die Akuität der Ereignisse vom 7. Oktober 2023 eine Sprach- und Fassungslosigkeit, die starr vor Entsetzen macht.

In der Zeit der Fertigstellung dieses Manuskripts wurden durch die Terrororganisation Hamas im Süden Israels bislang nie dagewesenen bestialischen und mörderischen Pogrome

durchgeführt, welche in der neueren Geschichte ihresgleichen suchen. Es gibt Stimmen, die sagen, dass es eine Welt vor und eine Welt nach dem „10/7“ geben wird. Fand unser Begegnungswochenende auf der Barmelweid in einer sicheren Umgebung in der zauberhaften Weite des nordwestschweizer Jura mit seinen sanften Hügeln und alten Obstbaumwiesen statt, so holt das Autor:innenteam dieses Aufsatzes eine Realität ein, welche auf eine makabere Weise, die „Zukunft „danach“ dunkel färbt und Fragen nach der Zukunft, und nach einer Integration von Wissen, Affektivität und Optimismus, fast zynisch erscheinen lässt.

Arno Gruen (1923-2015), ein Züricher Psychoanalytiker und Schriftsteller, dessen Familie in den 1930er-Jahren in die USA flüchtete, hat in seinen Schriften immer wieder über die Unermesslichkeit menschlicher Destruktivität und der „Fähigkeit“ zu einem kollektiven Empathieverlust hingewiesen (Gruen 2000). Er verstand dies im Zusammenhang mit massenhaft unlebendigen und bindungslosen Beziehungserfahrungen in der kindlichen Entwicklung - und führte dies auf die gesellschaftlichen Bedingungen der wilhelminischen Vor-Nazizeit mit seinen oftmals gewaltvollen und autoritären Familienstrukturen zurück. Gruens psychoanalytische Dekonstruktion des Empathieverlusts war im Verständnis der Deutschen Täterschaft hilfreich; aber lässt sich diese/r auf eine totalitär-islamistische Umgebung im heutigen Nahen Osten übertragen? Vielleicht wird es eine Zeit geben, in der solche Erklärungen gebraucht werden. Die Akuität erfordert jetzt Trauer und Gemeinsamkeit. Und zwar unter einer nicht ahistorischen und nicht apolitischen Perspektive.

Ein zentrales Ergebnis des Begegnungswochenendes war, möglicherweise durch das Gruppensetting bereits angelegt, die Erfahrung der Anerkennung im Beziehungsgeflecht einer Gruppe. Für viele der Teilnehmenden war genau diese Erkenntnis, dass ein Getragensein in der gruppalen Gemeinschaft eine neue Qualität des Sich-Nicht-Einsam-Fühlens für sich genommen bereits von sehr hohem Wert war. Eine der Teilnehmerinnen, eine Jazz-Sängerin, versuchte das Ergebnis der Begegnung mit einem brasilianischen Song zu umschreiben. Sie zitierte zum Ende der Gruppenarbeit den weltberühmten Bossa Nova „Chega de Saudade“. Die Geschichte in diesem Lied dreht sich um die nur im portugiesischen so benennbare Empfindung der „Saudade“ - was im Deutschen am ehesten mit einer traurig-nostalgischer Konnotation wie „Wehmut“, „Sehnsucht“, „Fernweh“ nach einem nostalgischen Gefühl, etwas Geliebtes verloren zu haben, zu übersetzen ist. „Chega“ bedeutet auf Deutsch „es genügt“ - oder damit verbunden: Darf es eine Herauentwicklung aus dem Schmerz geben?

Die biographische Determinierung der Folgen der Shoah in den Familienwelten der Teilnehmenden konnte gemeinsam ausgehalten, geheilt, betrauert, aber auch als unverrückbarer Bestandteil des eigenen Narrativs anerkannt werden. Eine Ahnung des Verlorenen konnte geteilt und vielleicht auch integriert werden. Manchmal mit Worten, oft auch ohne.

Ein durchgängiges Motiv während des Begegnungswochenendes war die Welt der „anderen“. Die Welt der Mehrheitsgesellschaft. Es gab sehr unterschiedliche, zum

Teil erstaunlicherweise auch sehr positive, Positionierungen zu dieser „anderen“ Mehrheit der nicht-jüdischen Umgebung. Nach dem „10/7“, und dem damit in Europa und in den USA zu Tage kommendem unverhohlenen Antisemitismus in unterschiedlichen Erscheinungsformen, mag es in einer individualpsychologischen Perspektive nicht mehr so selbstverständlich sein, eine gelungene innere Integration des Andersseins zu bewerkstelligen.

Die französisch-israelische Soziologin Eva Illouz, welche für einen deutlich linken und liberalen, pro-palästinensischen und israelkritischen Standpunkt steht, schreibt in einem aktuellen Essay (Illouz in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 27.10.2023), dass durch die Ereignisse vom 7. Oktober 2023 den Juden in aller Welt „an diesem Tag der Boden unter der Füßen weggezogen wurde“ und bezieht dies auf das „schamlose im Stich lassen“ der terrorisierten Juden durch die Linke („die Seite, die seit zwei Jahrhunderten Gleichheit, Freiheit und Menschenwürde verteidigt“). Die Schuldumkehr, die in „Universitäten, bei Intellektuellen und Künstlern“ stattfand/ stattfindet?, öffnet Fragestellungen, die möglicherweise zu späteren Zeiten erforscht werden können. Im Moment - und so schließt Illouz ihren Essay, fühlen sich die Juden „einmal mehr sehr alleine“.

Wir kommen in der Nachbetrachtung und Beschreibung des Begegnungswochenendes im Juni 2022 in der gefühlt fast schon absurden Idylle der Barmelweid nicht umhin, die aktuellen Geschehnisse mitzudenken und wirken zu lassen. Wie würde ein Begegnungswochenende dieser Art im Jahr 2024 oder in den Folgejahren verlaufen? Eingedenk der Veränderungen die zum Zeitpunkt des Schreibens dieser

Zeilen nur zu erahnen sind? Ein Befund der zweifelsohne zu erheben ist: Der Bedarf für Gemeinsamkeit und Begegnung, für Trauer und Hoffnung, für Erfahrungen der Zugehörigkeit ist mehr denn je gegeben.

„Chega de Saudade“. Genug der Sehnsucht. Für eine Zukunft „danach“!



Noemi Staszewski Sel. A. im Gespräch mit einem der Teilnehmenden



## Bibliographische Hinweise

<sup>1</sup> Nachdem eine der Teilnehmenden absagen musste, bleibt ein Stuhl in der Reihe leer.

<sup>2</sup> Und was bedeutete dies im Hinblick auf die Auswahl der Teilnehmenden? Im Hinblick auf die Zusammensetzung der Gruppe wurde vor allem auch darauf geachtet, Alter, Geschlecht ausgeglichen zu verteilen, außerdem sollten sich die Teilnehmenden untereinander möglichst nicht kennen. Das war eine Herausforderung in dem Prozess der Zusammensetzung.

<sup>3</sup> „Machane“ (Plural: „Machanos“) ist der hebräische Begriff für ein Freizeitcamp. Der Begriff wird in der jüdischen Jugendarbeit schon sehr lange in Deutschland verwendet (<https://www.juedische-allgemeine.de/glossar/machane/>; Abruf am 29.10.2023)

<sup>4</sup> Go-Alongs - oder bewegte Interviews im Feld - bezeichnet eine ethnografische Methode, in der in der Durchführung und Analyse der Interviews das alltägliche Erleben und räumliche Umwelten der Interviewsituation mit einbezogen werden. Für mehr Hintergrund dieser angewandeten Methode siehe Keding, Melanie und Carmen Weith (2014).

<sup>5</sup> Sämtliches in diesem Text dargestellte Datenmaterial wurde anonymisiert.

<sup>6</sup> Die vorgestellten Themen sind Grundlage für die weitere Ausarbeitung von Vignetten. Zur Methode und Funktion von Vignetten im Analyseprozess anthropologischer Forschung siehe: Bloom-Christen, Anna und Hendrikje Grunow (2022).

<sup>7</sup> Das Zitat und die folgenden Zitate wurden anonymisiert.

<sup>8</sup> Anonymisierte Rückmeldung einer Teilnehmenden, Email vom 19.06.2022.

<sup>9</sup> Alle Beiträge der Teilnehmenden sind anonymisiert wiedergegeben. Rückschlüsse über die handelnden Personen sind nicht möglich. Meist sind die Textstellen vignettenhaft kombiniert und geben das eigentlich Gesagte weder im Wortlaut noch im Hinblick auf Sachinformationen, die biographische Korrektheit oder sonstige Kontextualisierungen wieder. Es sind somit konstruierte Beiträge, die allerdings den dynamischen Prozess der Gruppenarbeit widerspiegeln. Alle Teilnehmenden sind aus diesem Grund mit dem Buchstaben „T“ abgekürzt. Die Redebeiträge des Gruppenleiters wurden mit dem Buchstaben „G“ gekennzeichnet.

<sup>10</sup> "I don't care to belong to any club that will have me as a member." Arthur Sheekman, *The Groucho Letters*. New York Simon & Schuster 1967. Introduction. S. 8.

<sup>11</sup> Persönliche Mitteilung, Altaussee, 2014

<sup>12</sup> Brasilien 1958, Komposition: Antônio Carlos Jobim, Text: Vinícius de Moraes, EMI-Odeon

<sup>13</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Saudade>; Internetabruf am 30.10.2023

## Literatur

Bion, Wilfred Ruprecht (1961): *Experiences in Groups*. Tavistock Publications, London 1961; deutsch: Fischer TB (1990).

Brehm, Alina (2021): *Repräsentanz der Shoah. Über ein Café für Überlebende und die Gegenwart der Vergangenheit*. Psychosozial, Gießen.

Bloom-Christen, Anna und Hendrikje Grunow (2022): *What's (in) a Vignette? History, Functions, and Development of an Elusive Ethnographic Sub-genre*, in: *Ethnos* 78/5, S. 1-18.

Foulkes, Siegmund Heinrich (1992): *Gruppenanalytische Psychotherapie*. Klett-Cotta, Stuttgart.

Freud, Sigmund (1913): *Totem und Tabu*. In *GW*: Bd. IX (3. Aufl.). Fischer 1961.

Gruen, Arno (2000): *Der Fremde in uns*. Klett-Cotta, Stuttgart.

Illouz, Eva (2023): „Wir, die Linken? Nicht mehr.“ *Süddeutsche Zeitung*, 27.10.2023

Keding, Melanie und Carmen Weith (2014): *Bewegte Interviews im Feld*, in: Bischoff, Christine et al.: *Methoden der Kulturanthropologie*, UTB Bern.

Langer, Phil C. et al. (2020): *Traumakonzepte in Forschung und Praxis. Ein Überblick* Springer.

Mentzos, Stavros (2009): *Lehrbuch der Psychodynamik: Die Funktion der Dysfunktionalität psychischer Störungen*. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Pothoff, Peter (2022): *Psychoanalytische Feldtheorien. Auf dem Weg zu einem schulenbergreifenden Paradigma*. Psychosozial-Verlag, Gießen.

Ronel, Joram (2020): *Ein Ort zum Sprechen, ein Ort zum Schweigen. Das Münchener »Café Zelig« der letzten Überlebenden der Shoah im Kontext der deutschen Mehrheitsgesellschaft*. In: Küchenhoff, J. und Hermann M.-L. (Hg.), *Noch einmal: Trauma - warum es uns nicht loslässt*. Psychosozial 161, (43. Jg., Nr. 161, 2020, Heft III)

Shaked, Josef (2011): *Ein Leben im Zeichen der Psychoanalyse*. Psychosozial-Verlag, Gießen.

Sheekman, Arthur (1967): *The Groucho Letters*. New York Simon & Schuster.

Stephenson, Niamh und Dimitris Papadopoulos (2006): *Outside Politics/Continuous Experience*, *Ephemera* 6(4): 433-453.

Streeck Ulrich, Falk Leichsenring (Hrsg) (2009): *Handbuch psychoanalytisch-interaktionelle Therapie. Behandlung von Patienten mit strukturellen Störungen und schweren Persönlichkeitsstörungen*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

Tschuschke, Volker (Hrsg) (2010): *Gruppenpsychotherapie - Von der Indikation bis zu Leitungstechniken*, Thieme Stuttgart.

Yalom, Irvin D. (2005): *Im Hier und Jetzt: Richtlinien der Gruppenpsychotherapie*. BTB Verlag, München.

## Impressum

Herausgeber: Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland e.V., Hebelstraße 6, 60318 Frankfurt am Main (verantwortlich: Ilya Daboosh)

Ersterscheinung: Dezember 2023

Autor:innen: M.A. Adina Dymczyk, [adina.dymczyk@hu-berlin.de](mailto:adina.dymczyk@hu-berlin.de) und PD Dr. med Joram Ronel, Departement für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Klinik Barmelweid AG, CH-5017 Barmelweid, [joram.ronel@barmelweid.ch](mailto:joram.ronel@barmelweid.ch)

Lektorat: Martina Leser, Marketing und Kommunikation, Barmelweid Gruppe AG, CH-5017 Barmelweid



**Zentralwohlfahrtsstelle  
der Juden in Deutschland e.V.**



*Adina Dymczyk wurde zusätzlich für ihre wissenschaftliche Ausarbeitung von AMCHA Deutschland e.V. unterstützt. Diese wurde in Rahmen des Projektes "Hakara" - "Transgenerationale Trauma begegnen" aus Mitteln des Auswärtigen Amtes gefördert.*



**Auswärtiges Amt**